



Holzskulpturen von Rudolf Wachter | © Paul Königler

SCHWUND SCHNITTE

ERIKA WAECKER-BABNIK

Obwohl ihm zeitlebens nicht die ihm gebührende Anerkennung zuteil wurde, gilt Rudolf Wachter (1923–2011) heute als einer der wichtigsten deutschen Künstler und Erneuerer der Holzbildhauerei. Das zeigt auch der Reigen an Gedenkveranstaltungen zum 100. Geburtstag, der mit einer Ausstellung in der Akademie der Schönen Künste in seiner Wahlheimat München nun einen würdigen Abschluss findet.

In den repräsentativen Räumen der Residenz mit ihren grau melierten, klassisch strukturierten Wänden entfalten die massiven Holzarbeiten eindrucksvoll ihre ganze Wirkung: Im zeitlichen Abstand und in der Retrospektive wird deutlich, auf welch radikale Weise der Bildhauer die im Ausgangsmaterial Holz zugrunde liegenden Naturgesetze zur Anschauung brachte und mitwirken ließ. Ausgehend von der kernplastischen Gestalt eines Stammstücks schnitt Wachter mit der Kettensäge Formen heraus: Spiralen, Quader, Bogensegmente, Balken, Rhomben. Der natürliche Wuchs des Baumstamms, seine Wachstumsrichtungen und Verästelungen, inspirierten ihn zu einem komplexen Gefüge aus zueinander in Bezug stehenden Formen und Flächen, die den dreidimensionalen Bildraum definieren. Dabei überließ er der Natur ihre formbildende Kraft: Der Holzschwund, der sich durch den Trockenprozess vollzieht, wurde zum wesentlichen Bestandteil seines bildhauerischen Kalküls und wirkt selbst Raum bildend.

Die Eröffnung der Ausstellung geriet zum freudigen Wiedersehen – nicht nur mit den Werken, sondern auch mit den vielen alten Wegbegleitern Rudolf Wachters, vor allem den Künstler*innen und Kurator*innen, die in engem Kontakt mit ihm und seiner Frau Ulla waren. Für alle war es ein unvergessliches Erlebnis, diesen außergewöhnlichen Charakter persönlich gekannt zu haben, in seinem von ihm selbst entworfenen und gebauten Atelier und Wohnhaus in Freimann gewesen zu sein und Ausstellungen mit ihm realisiert zu haben.

Man war sich einig, dass ihm die Präsentation in der Akademie sehr gut gefallen hätte. Doch so gelungen die Anordnung auch sein mag, irgendwie fehlte vielen die Aura seiner eigenen Handschrift, die Wachter den Ausstel-

lungen vor der Eröffnung noch gerne gab: Langsamen Schrittes, wie es aufgrund seiner Kriegsverletzung – er hatte nur ein Bein – seine Art war, lief er durch die Räume und schob und drehte seine Bodenarbeiten mit gezieltem Griff so zurecht, bis sie die in seinen Augen richtige Positionierung hatten. Da die Arbeiten keine Schauseite, ja zumeist nicht einmal eine definitive Standfläche haben, lassen sie sich beliebig drehen, wenden und betrachten. Es gibt keine festgelegten Wahrnehmungsrichtungen, nach denen die Elemente aufeinander zu beziehen wären. Indem man die Objekte umschreitet, verschieben sich die Formen zu einem neuen plastischen Gefüge und bilden ihren eigenen Raum aus. Und so selbstbezogen wie die Skulpturen sind, vertragen sie die Vereinzelung ebenso wie die Häufelung.

Oder die Reihung, wie die vier Arbeiten aus dem Zyklus »Entwicklung einer Kiste«, mit dem er sich ab 1987 beschäftigte. Vier dieser hier im ersten Raum in einer Linie aufgestellten Objekte geben diese »Entwicklung« als eine Art Zustandsbeschreibung einzelner Stadien wieder. Dabei werden das Material und die Grundform einer massiven »Kiste« beibehalten, diese in ihren Bestandteilen aber aufgebrochen, gekippt oder fragmentiert – Zitate eines Aufbaus oder eines Zusammenfaltens. Dabei führt die Kiste ein sympathisches Eigenleben,

entzieht sich ihrer Funktion und scheint sich auf fast ironische Weise selbst zu genügen.

Die Arbeiten der Serie »Newgrange« im zweiten Raum beziehen ihr Formenrepertoire aus dem gleichnamigen, 5000 Jahre alten Hügelgrab aus der Megalithkultur in Irland, deren Ornamentik sich auf eine spezifische Weltordnung bezieht: Dreiecke, Vierecke und große Spiralen.

Alle diese komplexen Arbeiten sind stets aus dem rohen, frischen Baumstamm gearbeitet, aus einem einzigen Stück, nichts ist geleimt, genagelt oder geschraubt. Ein ganzes Konvolut an Kettensägen, bis zu 1,50 Meter lang, diente Wachter als Werkzeug, kein Hammer, kein Meißel. An der Holzoberfläche sind die Spuren sichtbar, die den unverwechselbaren Charakter mitprägen – er verzichtete gänzlich auf Feinschliff und Versiegelung.

Trotz seiner körperlichen Beeinträchtigung legte Wachter eine bewundernswerte Energie und Wendigkeit an den Tag. Angefangen von seinem zweijährigen Aufenthalt mit fünf Kindern in Griechenland über die schwere Arbeit mit der Kettensäge bis hin zu den enorm steilen Treppen in seinem Haus. Sein Charakter machte es seinem Umfeld sicher nicht immer leicht, aber schaut man heute im Rückblick auf seine großartigen Skulpturen, dann ist man dankbar über die große Entschiedenheit, Lei-

denschaft und Kenntnis, mit denen er sein Leben der Kunst gewidmet hat.

1923 als Zweitältester in Bernried am Bodensee geboren, musste er im Alter von 13 Jahren die Schule verlassen und im elterlichen Schreinerbetrieb arbeiten. Nach dem Krieg, der ihn ein Bein kostete, begann er 1946 in Oberammergau an der Holzschnitzschule eine dreijährige Ausbildung. Während seines anschließenden Studiums an der Akademie der Bildenden Künste in München wandte er sich radikal vom Holz ab und arbeitete mit Metall und Stein. »Dass ich ein Schreiner war, war Gift für Kunst mit Holz«, so Wachter. Erst im Lauf der 70er Jahre kehrte er zum Holz zurück. Er befreite sich vom Konventionellen und ging seinen eigenen Weg. Das Interesse an den gebrochenen Formen des Kubismus einerseits, das intensive Studium der Antike in Griechenland andererseits waren richtungweisend für seine zukünftige Arbeit. Mit der Erkenntnis, »dass alles nicht so klassisch vollkommen ist, wie man das immer meint. Sondern dass das Menschliche, Unperfekte durchaus auch darin steckt. Natürlich hat das Studium der Antike in meiner eigenen Arbeit seine Wirkung gehabt, aber ich habe ja nicht mit Säulen und mit Relikten der Antike gearbeitet, sondern ich war ein moderner Bildhauer, der ganz anders gedacht hat: Die Teile der antiken Plastiken waren oft durch Passsteine aneinandergesetzt. Diese Bruchsteine sah man überall auf der Akropolis herumliegen und das hat mich angeregt, eigene Plastiken zu machen. Das Bild, das sich mir bot, stimmte nicht mit unserer Vorstellung von klassischer griechischer Kunst überein. Vieles war so unvollkommen, so deformiert. Das ist das Schöne gewesen, die elementaren Verzerrungen, daraus hat sich unsere Moderne entwickelt. Da hat sie sich ihre Lektionen geholt.«

**RUDOLF WACHTER -
WEGE DER HOLZSKULPTUR**

Bayerische Akademie der Schönen Künste
Max-Joseph-Platz 3 | bis 22. Juni | Di–Sa 11–17
Uhr | 5. Juni: Vortrag »Rudolf Wachter und das
Sakrale« von Dr. Ulrich Schäfer | www.badsk.de